

Des Kalendermanns Weltumschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **177 (1898)**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374184>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Des Kalendermanns Weltumschau.

Noch einen tüchtigen Zug aus der Pfeife — und so fangen wir denn mit dem Rundgange in den Weltereignissen des letzten Jahres an. Vor vierzig und fünfzig Jahren hatte es der Kalendermann doch noch viel schöner in diesem Kapitel. Damals brachte noch nicht jeder Tag einen ganzen Haufen Depeschen aus allen Himmelsgegenden; es gab noch nicht eine solche Unmasse Zeitungen, und man wußte noch nichts von südafrikanischen Fragen, von australischen und japanischen. Die Welt war zwar schon damals so groß wie jetzt; aber sie war noch viel weiter auseinander; Dampfer und Eisenbahnen verbanden noch nicht die entferntesten Länder miteinander und die Europäer hatten noch nicht so wie heute auf dem ganzen Erdball überall festen Fuß gefaßt.

Am meisten hat die Welt im abgelaufenen Jahre der griechisch-türkische Krieg beschäftigt. Ich habe in der letztjährigen Weltumschau von den schrecklichen Türkengreueln an den Armeniern in Kleinasien und Kon-

stantinopel erzählt und gleichzeitig von der elenden Schwäche der europäischen Großmächte gegenüber dieser Türkenherrschaft. Dem Türken war darüber der Ramm gewachsen und er fing auf der unglücklichen Insel Creta die gleichen Mörderthaten an. Das in der Nähe Griechenlands befindliche Creta wäre eine der schönsten und fruchtbarsten Inseln der Erde, ein Land wo ewiger Frühling ist, und seine Einwohner könnten die glücklichsten Menschen sein, wenn nur nicht die Türken darauf regierten. Diese Einwohner sind in der großen Mehrzahl christliche Griechen, ein schönes und tapferes Bauernvolk. Im Herbst des letzten Jahres begannen nun die türkischen Truppen auch dort mit Schlächtereien;

sie überfielen friedliche Christendörfer, plünderten, was nicht niet- und nagelfest war, brannten die Häuser nieder, ermordeten die Männer und schändeten die Frauen. Die tapferen Creter, die sich das so wenig gefallen ließen, wie unsere Vorfahren die Schandthaten der Landvögte, proklamirten nun einen regelrechten Aufstand, erklärten den Abfall von der Türkei und ihrem Schandregenten, dem

Sultan Abdul Hamid, und den Anschluß der Insel an das Königreich Griechenland, mit dessen Volk sie eines Stammes und Glaubens sind. Zwischen den Aufständischen auf Creta u. den türkischen Truppen kam es jetzt zu einem regelrechten Krieg. Auf der andern Seite stieg die Aufregung des Griechenvolkes über die Leiden ihrer Brüder immer mehr und unter dem Drucke der Volksmeinung schickte der König 8000 Mann griechische Truppen unter dem Oberst Basso den Cretern zu Hülfe, worauf die türkischen Truppen sich schnell in ihre Festungen verkrochen. Die Creter erklärten jetzt erst recht,



Bundesrath Dr. Brenner.

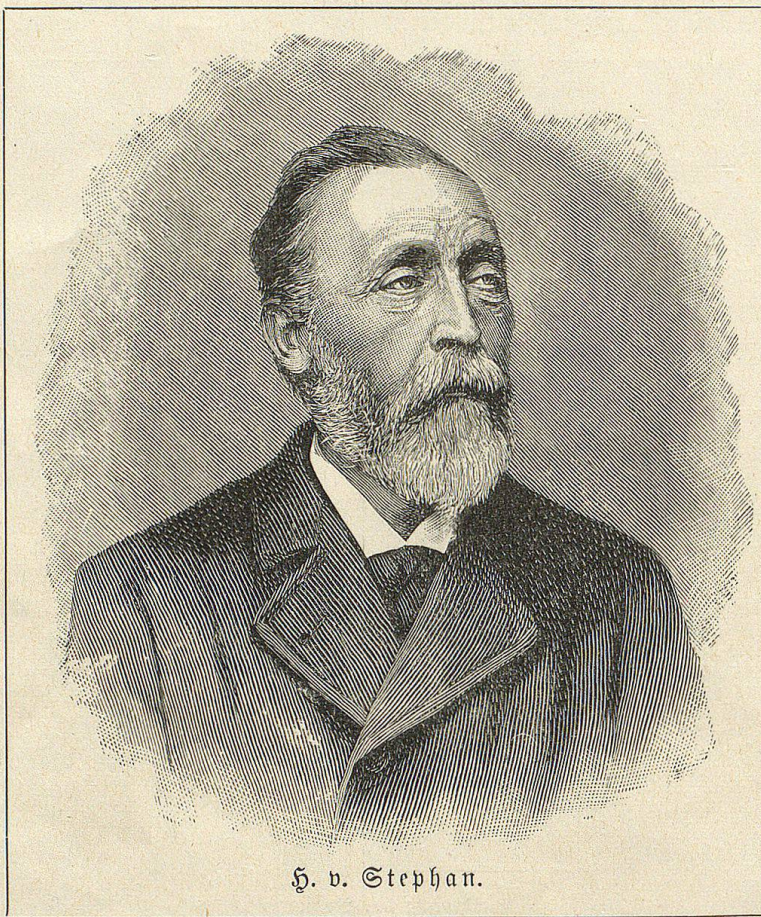
zu Griechenland gehören zu wollen und der Oberst Basso fing schon an, die Verwaltung der Insel zu organisiren. Jetzt kamen aber die Mächte mit dem deutschen Kaiser voran. Sie erklärten, die Insel gehöre dem Sultan und die Griechen hätten mit der Besetzung derselben einen Bruch des Völkerrechts begangen. Für den schändlichen Rechtsbruch, den der Sultan an den armen Armeniern beging, daß er sie niedermegelte, statt ihnen endlich die im Berliner Vertrag von 1878 feierlich versprochenen Reformen zu gewähren, hatten dieselben Mächte freilich keine Augen. Item! Dem kleinen armen Griechenland konnte man ja leichter den Meister zeigen als dem mächtigen Sultan, den der deutsche

Kaiser „seinen lieben Freund“ nannte. Die Mächte verlangten von den Griechen, daß sie sofort die Insel wieder räumen. Die Griechen wollten das nicht und gingen auch nicht, und jetzt verhängten die Mächte die Blokade über Creta und schifften Truppenabtheilungen dort aus. Mancher wird fragen, wie diese Blokade eigentlich ausfah. So: die Engländer, Franzosen, Russen, Oesterreicher, Deutschen und Italiener sandten je zwei bis drei schwer bewaffnete und mit Truppen ausgerüstete Panzerschiffe in Begleitung kleinerer Kriegsdampfer an die kretische Küste. Die ließen keinen Menschen, ja nicht einmal einen Sack Mehl mehr hinein und nichts mehr heraus. Sie thaten freilich noch mehr; als eines Morgens türkische Truppen einen Ausfall auf die Christen machten und diese sich wehrten, schossen sie sogar auf die letzteren und erschossen dabei — man staune über die Heldenthat — zwei griechische harmherzige Schwestern. Immerhin fanden sie es für angezeigt, den Cretern jetzt zu

versprechen, sie wollten ihnen Autonomie gewähren, wie es in der Sprache der Diplomaten heißt. Auf deutsch will das besagen, der Sultan in Konstantinopel wäre nach wie vor ihr Oberherr gewesen und sie hätten ihm alle Jahre einen Tribut zu bezahlen; im Uebrigen aber hätten die Creter sich selber regieren können mit einem Gouverneur oder Statthalter an der Spitze, den die Großmächte gewählt hätten; der Sultan aber hätte keine Truppen mehr auf der Insel halten dürfen. Ich muß jetzt aber wieder zu den Griechen zurückkehren. Es sind ohnehin heißblütige Leute, heißblütiger als die Italiener und diese bekommen schon schnell genug Köpfe

wie Büggel. Als sie nun sahen, wie die Mächte mit den Cretern verfahren und im Namen des Völkerrechtes Griechenland Creta nicht lassen wollten, trotzdem die Einwohner der Insel es verlangten, fehrten sie den Spieß um und sagten: „Im Berliner Vertrag von 1878 habt Ihr Mächte uns schriftlich Epirus im Nordwesten von Griechenland abgetreten und die Türkei hat sich mit Siegel und Unterschrift

dazu bereit erklärt. Aber sie hat ihr Wort bis jetzt nicht eingelöst und Ihr Mächte habt auch nichts gethan, daß sie es einlöse. Gut, also man gibt uns jetzt gutwillig im Namen des Völkerrechtes Epirus oder wir holen es.“ Der griechische König Georg, dessen Bild der verehrliche Leser im Kalender findet, hätte zwar lieber so weit nicht gehen wollen; denn er hat der Geschichte nicht ganz getraut und wird gedacht haben: „Lieber will ich Epirus nicht, als daß ich in Folge eines unglücklichen Krieges meine Krone verliere, wie der Kaiser Napoleon anno 1870.“ Aber das Volk drängte; es war voll Kriegs-



H. v. Stephan.

stimmung gegen die Türken und meinte, es werde sie ganz fürchterlich in die Pfanne hauen. Wohl mahnten die Mächte ab und wollten zum Frieden vermitteln; aber es war zu spät; die Griechen glaubten ihnen nichts mehr und sie hatten recht. Was an regulären und freiwilligen Truppen aufzubieten war, wurde von der griechischen Regierung an die Grenze gesandt, die Hauptarmee mit ungefähr fünfzigtausend Mann nach Thessalien, das im Nordosten von Griechenland liegt, eine weitere Armee von dreißigtausend Mann an die Grenze von Epirus und der Oberbefehl wurde vom König seinem ältesten Sohn, dem Kronprinzen Konstantin

von Griechenland übertragen, der eine Schwester des deutschen Kaisers zur Frau hat. Nebenbei gesagt, hat das die Griechen auch noch ganz wüthend gemacht, daß der deutsche Kaiser im ganzen Handel sich immer und immer auf die Seite des miserablen Sultan stellte und gegen die Griechen agirte, trotz-

dem seine eigene Schwester doch Kronprinzessin von Griechenland war. Aber die große Politik scheert sich um solche Dinge nicht und schreitet unbarmherzig über den eigenen Vater, über die eigene Mutter, über Bruder und Schwester hinweg. Als die Griechen derart rüsteten, fingen die Türken auch an sich zu roden. Sie sammelten immer mehr und mehr

Truppen an der Grenze von Thessalien und in Epirus; Regiment um Regiment, zu Fuß und beritten, zogen von Kleinasien und allen europäischen Provinzen heran, so daß an der Grenze von Thessalien nach und nach eine Hauptarmee von über 150,000 Mann besammelt war. Der Sultan Abdul Hamid übertrug den Oberbefehl dem schlauen und geriebenen General Edhem Pascha und den Kriegsplan hatte der berühmte Verteidiger von Plewna

im russisch-türkischen Kriege, Osman Pascha, Ghazi, d. h. der Siegreiche, gemacht. Er ging dahin, die Griechen aus Thessalien hinauszuerwerfen, in Epirus dagegen mehr nur eine vertheidigende Stellung einzunehmen. Als die Türken ihre Uebermacht für groß genug hielten, um die Griechen zu erdrücken, sandte

der Sultan dem König Georg das Ultimatum, das heißt eine Art Amtsbefehl, worin er sagte, wenn der König nicht binnen drei Tagen seine Truppen von der Grenze zurückziehe, erkläre er ihm den Krieg. Der König wollte aber nicht, und gerade als die abendländische Christenheit das heil. Osterfest beging, dieses Fest des Friedens und des Lenzes, brachte der Telegraph die Kunde:



Mac Kinley, Präsident der Ver. Staaten.

Der Sultan hat den Krieg erklärt und die ersten Gefechte haben am Melunapaf, der zur Türkei hinüberführt, bereits begonnen.

Liebe Leser! Was alles in diesem Krieg passirt ist, kann ich Euch nicht erzählen, denn das brauchte viel mehr Platz, als mein Freund, der Kalenderdrucker, mir gibt. Ihr wißt ja auch noch aus den Zeitungen, wie es gegangen ist, wie die Griechen zuerst am Melunapaf einige schwache Erfolge er-

rangen, dann aber bei Larissa eine erste große Niederlage, bei Pharsalos die zweite und bei Beles-tinos-Domokos die dritte erlitten, womit die Türken ganz Thessalien erobert hatten und vor den berühmten Thermopylen standen, vor jenem Pässe, der ins Herz Griechenlands führt und den die alten Griechen unter ihrem König Leonidas vor mehr als zweitausend Jahren gegen das Millionenheer des Perserkönigs Xerxes so tapfer vertheidiget hatten, daß sie unvergänglichen Ruhm sich erworben haben. Etwas besser schien es den Griechen auf dem westlichen Kriegsschauplatz, in Epirus, gehen zu wollen. Sie nahmen den Türken den einen und anderen Platz weg und drangen siegreich bis halbwegs Janina, der Hauptstadt von Epirus, vor. Als die Türken aber auch dort eine immer größere Uebermacht in's Feld stellten und es dem griechischen Hauptheere in Thessalien so schlecht ging, da mußten die griechischen Truppen hier ebenfalls wieder hinter die Grenze zurück.

Nachdem die Türken jetzt Miene machten, durch die Thermopylen nach Athen, in die Hauptstadt von Griechenland, zu ziehen, und die niedergeworfenen Griechen ihre Truppen aus Creta zurückgezogen hatten, kamen wieder die europäischen Großmächte und sagten zu den Türken: „Jetzt ist es genug! Wir wollen jetzt Frieden zwischen beiden Theilen vermitteln.“ Gerne geschah es nicht, aber die Türken getrauten sich halt doch nicht, das Gebot der Mächte zurückzuweisen. Und so kam es denn vorerst zu einem Waffenstillstand. Seither vermitteln die Mächte nun an einem Frieden herum. Sie mußten jetzt einsehen, daß sie sich selber eine böse Suppe eingebrockt hatten. Sie wollten, daß die Türken sich wieder ohne Weiteres aus Thessalien zurückziehen und den Griechen kein Land nehmen sollten. Aber die Türken hatten sich dort festgesetzt und zwar mit einer Heeresmacht, die jetzt auf 200,000 Mann angewachsen war; zugleich waren ihnen die Erfolge in den Kopf gestiegen und sie zeigten nun auch den Mächten die Zähne. Am Ende werden sie freilich nachgeben und den Griechen Thessalien, einige Grenzdistrikte ausgenommen, wieder zurückgeben und sich mit einer Kriegssentschädigung von ca. 100 Millionen Franken begnügen müssen. Die Griechen werden eine solche zwar schwerlich baar bezahlen, denn das Geld ist ihnen schon lange ausgegangen.

Viele Zeitungsschreiber haben redlich über die Griechen geschimpft und gesagt, es sei leichtsinniger Uebermuth gewesen, daß sie sich in diesen Krieg stürzten und sie hätten sich darin zudem als unfähig, als feige und als mehr als schlecht angeführt er-

wiesen. Ein solches Urtheil ist ungerecht. Die Griechen haben für eine heilige Sache, für die Befreiung christlicher Brüder vom Joche des Erbfeindes der Christenheit gekämpft und für ein gutes Recht. Sie haben sich auch heldenmüthig geschlagen, oft mit einer ganz bewundernswerthen Tapferkeit; aber es hat sich gezeigt, daß im heutigen Krieg die Tapferkeit nichts mehr ausrichtet, wenn die Uebermacht des Gegners zu groß ist, sondern daß der Andere, selbst wenn er noch scheinbar an einer Stelle siegte, immer wieder befürchten muß, gleich nachher von der feindlichen Armee eingeschlossen und gefangen genommen zu werden, wie die Franzosen i. J. 1870 bei Sedan. Darum mußten die Griechen auch nach den Gefechten und Schlachten von Larissa, Pharsalos und Domokos so eilig flüchten, trotzdem diese an und für sich für sie gar nicht so ungünstig ausgefallen waren. Was ihre Führung anbetrifft, so ist ihr Kronprinz kein Held gewesen; aber es hatte auch sehr tüchtige Truppenführer unter ihnen. Griechenland liegt nun furchtbar darnieder; seine schönste Provinz ist auf Jahre vernichtet und verwüstet, ihre wohlhabende Bevölkerung ist verarmt und Dörfer und Städte sind abgebrannt. Denn wenn im Anfange die Türken scheinbar nicht ganz unmenschlich hausten, um die öffentliche Meinung nicht von Anfang abzuschwächen, haben sie nachher gewüthet wie die Bestien, gewüthet wie in Armenien und auf Creta. Und doch haben die Griechen etwas erreicht: Durch ihr Eingreifen und ihren Kampf haben sie ihren Brüdern auf Creta wenigstens die Selbständigkeit errungen; sie haben dieses durch Jahrhunderte von den Türken geschändete und gemarterte Inselvolk vom schweren Joche befreit und das ist eine große Ruhmesthat. Eine Weile hat es geheißt, die Mächte wollten den Cretern unsern Alt-Bundesthron zum Statthalter der Insel geben und die Franzosen und Engländer haben sich für ihn in's Zeug gelegt. Aber die Russen und Deutschen wollten keinen Schweizer und keinen selbständigen Mann, sie wollen ein gefügiges Werkzeug und eine Puppe. So wird Herr Droz wohl nicht nach Creta kommen. Er soll es nur nicht bedauern. Er wäre doch nur der Verrathene. Aber auch die Mächte haben in diesem ganzen Handel etwas erreicht; sie haben mit ihrer unseligen Haltung den Dünkel und den Fanatismus der ganzen mohamedanischen Welt in einer Art geschürt, daß er überall in hellen Flammen ausschlägt, hinab bis in's ferne Indien und bis an die Gestade von Afrika. Denn das Mohamedanerthum der ganzen Welt fühlt sich seit diesem Krieg zum ersten Mal wieder als Sieger über

die Christen und zwar Dank der Politik der Großmächte, die eine Schande für unser Jahrhundert ist, ein Hohn auf Civilisation und Humanität, aber auch eine ernste Lehre für alle kleinen Völker, die nun sehen, was für einen Halt und eine Stütze sie an den Großmächten bei ihrer heutigen politischen Moral oder besser gesagt Unmoral haben.

Jetzt muß ich von der übrigen Welt aber auch noch etwas berichten. Gar viel ist dort nicht passiert, aber immer noch zu viel für die Spanier wenigstens. Es ist ihnen zwar gelungen, den Aufstand der Eingebornen auf ihren Colonien in Asien, den Philippinen-Inseln, mit Pulver und Blei nieder-

Das ging den Japanern gegen den Strich, da sie die Insel lieber selber gehabt hätten. Sie sind darüber mit den Amerikanern hitzig hintereinander gekommen und versuchen jetzt eine Verständigung mit den Spaniern, die den Vereinigten Staaten wegen Cuba spinnefeind geworden sind. Zum Kriege kommt es darum noch nicht, hingegen müssen die Vereinigten Staaten jetzt schon etwas zahmer thun, denn Japan und Spanien zusammen wären ihnen militärisch zu Wasser und zu Land überlegen. Man ersieht daraus aber auch, wie verschlungen die Wege der Politik heutzutage sind und wie Alles in der Welt ineinandergreift. Da gerade von den Ame-



Georg I., König von Griechenland.



Sultan Abdul Hamid II.

zuschlagen. Dagegen wüthet er auf der schönsten Colonie Spaniens, auf der amerikanischen Insel Cuba, wo die Havana-Cigarren herkommen, noch immer blutig fort und zehrt am Marke des Mutterlandes. Zuerst hatten es die Spanier mit dem milden Marschall Martinez Campos versucht, daß er die Sache in Ordnung bringe, und als er nicht schnell genug ans Ziel kam, wurde der harte und grausame General Weyler mit der Aufgabe betraut. Aber auch er hat bisher nicht viel ausgerichtet, trotz Einkerkelungen und Hinrichtungen. Die Aufständischen haben halt einen mächtigen Freund, der ihnen unter der Hand stets Geld und Waffen zuschmuggelt. Es sind die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Aber die Politik hat es gewollt, daß die Spanier jetzt auf einmal auch einen solchen gefunden haben und zwar an Japan. Die Lage verhält sich so: In den australischen Gewässern liegt eine schöne und reiche Insel Namens Hawaii, welche die Vereinigten Staaten unlängst anektirten.

rianern geredet wurde, muß auch noch berichtet werden, daß sie sich mit Mac Kinley, dessen Bild der Leser ebenfalls findet, einen neuen Präsidenten gegeben haben. Wir Schweizer brauchen in ihn nicht verliebt zu sein; denn er ist der Vater der amerikanischen Schutzzöllneret, die unserem Handel nach Amerika so viel schadet.

Von den Russen läßt sich nicht viel sagen, als daß sie ihre Weltmacht still aber unermüdlich immer weiter ausdehnen und seit einiger Zeit in China thun, als ob sie auch dort Herr wären. Die Franzosen liegen vor ihnen noch immer auf dem Bauch; sie sind ob der Ehre halb verrückt geworden, daß der Czar sie letztes Jahr besucht hat, und werden noch toller sich geberden, wenn ihr Präsident, Faure, dem Herrscher im Hochsommer in St. Petersburg die Visite erwiedert. Die Italiener leiden noch immer am Kagenjammer, den sie sich durch das Abenteuer in Abyssynien zugezogen haben; im Ueberriegen regiert aber das Ministerium Rudini viel

solider als sein Vorgänger Crispi. In Deutschland ist man bei schlechter Stimmung; denn der Kaiser macht Sprünge in der äußern Politik und in der innern. Er hat es dahin gebracht, daß das deutsche Reich nicht mehr wie zu Bismarcks Zeiten als jugende Macht in der Welt betrachtet wird, und in der inneren Politik kehrt er sich in der letzten Zeit immer mehr reaktionären Tendenzen zu; er stürzt sich der Junkerpartei in die Arme und läßt nach und nach alle Männer mit freierer Gesinnung in seiner Umgebung über die Klinge springen. Da aber das Weiter beim deutschen Kaiser jeden Tag wieder gründlich umschlagen kann, muß man die Dinge gar zu tragisch nicht nehmen. Immerhin ist es ungemüthlich in einem Lande, wo zu einem Reichspostmeister ein Husarengeneralernannt wird. Bei diesem Anlasse muß ich auch noch erwähnen, daß der berühmte erste Reichspostmeister Deutschlands, v. Stephan, das Zeitliche gesegnet hat. Der alte Mann, dessen Bild der Kalender ebenfalls bringt, hat im Gesicht und in der einfachen Haltung viel von einem schweiz. Regierungsrath an sich. In Oesterreich geht es zur Zeit etwas drunter und drüber zu; die Deutschböhmern sind wüthig, daß die czechische Sprache in Böhmen in gleiche Rechte mit der bisher bevorrechteten deutschen gesetzt werden soll. Wir Schweizer sollen uns darüber jedoch nicht ereifern; denn was man den Czechen gewähren will, haben wir den Westschweizern und den Tessinern von Anfang an als selbstverständlich zugestanden.

Zum Schluß aber noch einen Sprung zu den Engländern und wenn man von ihnen redet, muß man gleichzeitig auch von Indien und Afrika sprechen. Indien hat ihnen viel Sorge gemacht, denn in einem großen Theil dieses ungeheuren Reiches wüthete eine Hungersnoth, an der hunderttausende von Menschen dahinstarben wie Fliegen. Die großartigen freiwilligen Spenden der Engländer für die Eingebornen ihrer indischen Besitzungen waren bei der Riesensumme von Glend doch nur ein Tropfen Wasser auf einen heißen Stein. Die Bauern von Transvaal sind durch den Einfall der Engländer unter Dr. Jameson, wovon letztes Jahr die Rede war, gewiziget worden. Sie haben sich mit ihren Stammesbrüdern im Orange-Freistaat zu einem südafrikanischen Bunde vereinigt zur gemeinsamen Abwehr allfälliger weiterer Eroberungsgelüste der Engländer, die sich jetzt schon etwas mehr zusammennehmen werden, übrigens aber auch so sich recht gut zufrieden geben können, denn $\frac{9}{10}$ des ganzen ungeheuren Südafrika haben sie bereits so ziemlich in der Tasche. Sie haben kürzlich das große Jubeljahr

der Regierung ihrer Königin Viktoria begangen, das heißt das sechzigjährige Regierungsjubiläum derselben. 60 Jahre als Königin regieren, ist eine lange Zeit, und auch eine ehrenvolle Zeit, wenn diese Königin in allen den langen Jahren sich als gerechte, milde und pflichtgetreue Herrscherin zeigte, die für das Wohl ihrer Völker redlich besorgt war. Das war bei Königin Viktoria glücklicherweise der Fall und darum hat nicht nur ganz England, sondern die ganze gebildete Welt am schönen Ehrentage innigen Antheil genommen. Den Prunk und Glanz der Feste, die zu ihren Ehren in London abgehalten wurden, kann ich nicht beschreiben; es sei märchenhaft schön gewesen. Die Weltmacht Englands zeigte sich bei diesem Anlasse in ihrer ganzen Glorie. Es war das Fest eines Reiches von fast 400 Millionen Menschen, das in allen Welttheilen ungeheure Besitzungen hat, deren Vertreter von überall herbeigeilt waren, von Indien her, vom australischen Festlande und den australischen Inseln, von Südafrika und Centralafrika, von Canada u. s. w. Aber wichtiger war, daß jeder Engländer sagen konnte: „Wir sind in diesen 60 Jahren nicht nur an Macht größer geworden, sondern auch größer in der Freiheit der Bürger und im Wohlstand des Volkes, in seiner Bildung und Erziehung und in den Werken der Barmherzigkeit und Gemeinnützigkeit für die Armen.“

Aber nicht nur Festfreude, auch schweres Unglück mancher Art ist über die Länder gekommen im verfloffenen Jahr, und ein solches betraf besonders Paris, die glänzende Hauptstadt Frankreichs. Dort hatten vornehme und reiche Frauen einen Bazar, eine Art Jahrmarkt gemacht mit allerlei hübschen und kostbaren Sachen, die sie dazu geschenkt und gesammelt hatten und nun verkauften. Der Erlös war für wohlthätige Zwecke bestimmt. Da gerieth das leichte, aus Holz und Leinwand gebaute Gebäude plötzlich in Brand, und weit über hundert vornehme Frauen, darunter Fürstinnen und Gräfinnen, konnten sich nicht mehr retten und sind elend verbrannt. Ein gräßliches Unglück.

Unser liebes Vaterland endlich ist durch Gottes Güte vor großen Prüfungen verschont geblieben; Ungemach genug hat es freilich trotzdem gegeben. Zu den wichtigeren Ereignissen gehört die Wahl des Basler Juristen Herrn Nationalrath Dr. Brenner für Herrn Freyhinden Bundesrath. Auch er wird den lieben Lesern des Appenzeller Kalenders im Bilde vorgeführt. Der Kalendermann will aber heute noch keine Lobrede über ihn anstimmen, sondern erst abwarten, wie er sich in seinem wichtigen Amte macht. Und damit Gott befohlen!